

Jüdisches Leben in Erinnerung und Gegenwart

Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen

Band 33

Jüdisches Leben in Erinnerung und Gegenwart

Archive, Bibliotheken, Museen, Gedenk-, Lehr-
und Forschungsstätten im deutschsprachigen Raum

Herausgegeben von
Karin Bürger und Ortwin Pelc

Wallstein Verlag

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Stiftung Irene Bollag-Herzheimer.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2023

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Calluna Schriftsippe

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards

Umschlagbild: Das Innere der Synagoge St. Pölten (Foto Injoest) – König David, Ladenschild (Jüdisches Museum Göppingen) – Das Archiv des Fritz Bauer Instituts in Frankfurt/M. (Fritz Bauer Institut, Archiv_35_sw2).

Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen

Wallstein: ISBN 978-3-8353-5504-0

Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen: ISBN 978-3-921434-38-3

INHALT

Zur Einführung	7
Jüdische Museen in Deutschland	11
<i>von Ortwin Pelc</i>	
Die Shoah in Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus	25
<i>von Thomas Lutz und Marie Schulze</i>	
Dokumentationen jüdischer Friedhöfe in Deutschland	35
<i>von Nathanja Hüttenmeister</i>	
Die Arbeitsgemeinschaft Jüdische Sammlungen in Deutschland	41
<i>von Werner Transier</i>	
Institutionen in Deutschland	47
Institutionen in Österreich	235
Institutionen in der Schweiz	251
Anhang	
Dachverbände, überregionale Einrichtungen und Medien in Auswahl	257
Verzeichnis der Institutionen in Deutschland nach Bundesländern	261
Verzeichnis der Institutionen in Österreich	270
Verzeichnis der Institutionen in der Schweiz	271

ZUR EINFÜHRUNG

In Deutschland, Österreich und der Schweiz befasst sich eine Vielzahl von Institutionen und Initiativen mit der jüdischen Geschichte und Kultur. Dazu gehören Museen, Bibliotheken und Archive, Gedenkstätten, Universitätsinstitute und wissenschaftliche Kommissionen sowie private Vereine; es gibt Projekte zur Erforschung jüdischer Friedhöfe ebenso wie genealogische Gesellschaften. Sie sind lokal, regional und überregional tätig und werden durch staatliche Förderung oder privates Engagement getragen. Sie alle engagieren sich für die jüdische Geschichte und Kultur durch Sammeln, Forschen und Vermitteln. Sie unterhalten Bibliotheken, Archive und Museen, stellen ihr Material für Forschungen zur Verfügung, regen an, publizieren selbst, veranstalten Vorträge, Führungen und Fortbildungen.

Alle diese Institutionen spiegeln zivilgesellschaftliche Entwicklungen seit 1945 wider. Nur relativ wenige von ihnen entstanden bis in die 1970er Jahre; seit den 1980er Jahren nahm die Zahl vor allem privater, kommunaler und später auch staatlicher Initiativen beträchtlich zu. Aktuell ist durch einen Generationenwechsel ein Umbruch in Aktivitäten und Ausrichtung festzustellen, die Initiatoren und Aktiven der ersten Stunde scheiden aus und um neue, zeitgemäße Formen der Arbeit wird gerungen. Wie groß jedoch das Informationsinteresse an jüdischer Geschichte und Kultur ist, zeigt die Initiative »321–2021: 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland«.

Dieses Buch verzeichnet 188 Institutionen und Initiativen, die sich dieser Aufgabe widmen, und ihre Zahl wächst kontinuierlich. Zugleich gibt es eine noch größere Zahl von Gedenkstätten, die an die jüdische Geschichte an und in einzelnen Orten erinnern. Dies können Denkmäler und ehemalige Synagogen, Kunstinitiativen und frühere Konzentrationslager sein. Für sie gibt es regionale und nationale Websites. Sie wurden in die folgende Zusammenstellung nur aufgenommen, wenn sie neben der verdienstvollen Vermittlungs- und Informationsarbeit auch sammeln und archivieren, forschen und publizieren. Dabei sind die Übergänge zwischen diesen Tätigkeitsfeldern fließend. Dennoch wurden in den Band auch kleine Institutionen aufgenommen, da sie oft eine ausgesprochen wichtige Funktion in der Bewahrung des lokalen jüdischen Kulturerbes haben. Nur in Auswahl wurden wissenschaftliche Netzwerke und allgemeine Biblio-

thehen berücksichtigt; letztere besitzen oft kleinere oder größere Judaica-Bestände, welche durch deren Kataloge jedoch gut zugänglich sind.

Ziele der Veröffentlichung sind die rasche Information über die unterschiedlichen Institutionen und Initiativen sowie die Möglichkeit zur Kontaktaufnahme von Interessierten aus Forschung, Schulen, Medien und Politik. Damit können der Informationsaustausch und gemeinsame Projekte gefördert werden sowie neue Initiativen Unterstützung erhalten. Da viele der lokalen und regionalen Institutionen kaum bekannt sind, aber durch das Sammeln, Erhalten und Erforschen der jüdischen Geschichte und Kultur wertvolle Arbeit leisten, soll mit diesem Buch der Öffentlichkeit auch ein Bild von der Vielfalt dieser Aktivitäten vermittelt werden.

Mit unterschiedlichen Intentionen gibt es bereits verschiedene Websites, die Orte, Initiativen und Daten zur jüdischen Geschichte aufbereiten. Neben den landesweiten und regionalen Websites zu den Gedenkstätten sind dies zum Beispiel die Alemannia Judaica – Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der Geschichte der Juden im süddeutschen und angrenzenden Raum, das Judaica-Portal des Selma Stern Zentrums für Jüdische Studien Berlin-Brandenburg und des Kooperativen Bibliotheksverbundes Berlin-Brandenburg sowie auf internationaler Ebene das Gedenkstättenportal zu Orten der Erinnerung in Europa und die European Association for Jewish Studies (EAJS). Sie verfolgen mit verschiedenen Schwerpunkten verwandte Ziele und werden ständig erweitert.

In diesem Buch werden die einzelnen Institutionen alphabetisch nach Orten jeweils in Deutschland, Österreich und der Schweiz aufgeführt. Sie wurden in der Regel von darin tätigen Initiatoren und verantwortlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern verfasst. Deshalb sind die Beiträge in Inhalt und Sprache heterogen. Alle nicht namentlich gekennzeichneten Artikel stammen von den Herausgebern. Eine Übersicht nach Bundesländern der Bundesrepublik Deutschland vermittelt im Anhang den regionalen Zugang zu den Institutionen.

Jeder Eintrag umfasst Angaben zur Entstehung, Entwicklung und den Aufgaben der Institution, ihren Trägern, ihren wichtigsten und aktuellen Veröffentlichungen und ggf. regelmäßigen Veranstaltungen. Die Kontaktdaten ermöglichen den Zugang zu vertiefenden Informationen, den Besuch bzw. die Nutzung der Einrichtung. Über diese Informationen hinaus sollen auch die Intention sowie Anreger und Förderer beschrieben werden, um eine historische Einordnung der Initiativen zu ermöglichen. So bietet dieses Nachschlagewerk – ohne den Anspruch auf Vollständigkeit – eine

aktuelle Bestandsaufnahme der Institutionen, die sich 2023 aktiv für die Erhaltung und zugleich Vermittlung der jüdischen Geschichte und Kultur im deutschsprachigen Raum einsetzen. Darunter sind alteingesessene und ganz junge Institutionen, zu denen in den kommenden Jahren hoffentlich weitere hinzukommen werden. Sie alle waren und sind inhaltlichen und organisatorischen Wandlungen unterworfen, was sich sicher auch in Zukunft fortsetzen wird.

Ergänzend zu den Ortsartikeln dieses Buches werden vier kurze Aufsätze geboten, um die Entwicklung und Bedeutung einzelner Institutionen im Zusammenhang hervorzuheben: die jüdischen Museen, die Gedenkstätten, die Forschung zu jüdischen Friedhöfen sowie die Arbeitsgemeinschaft Jüdische Sammlungen.

Allen Autorinnen und Autoren sei herzlich für ihre bereitwillige Mitarbeit sowie ihre Geduld, ihre Anregungen, ihre Kritik und Unterstützung gedankt. Sie erfolgte engagiert und aus Interesse an der Sache, wie die Arbeit in der Arbeitsgemeinschaft Jüdische Sammlungen, zu deren 40jährigem Jubiläum 2016 die Anregung zu dem Buch erfolgte. Für ihren Rat und ihre Hinweise danken wir insbesondere Detlev Garbe (KZ-Gedenkstätte Neuengamme) und Hartmut Heinemann (Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen). Dem Wallstein Verlag und dort insbesondere Ina Lorenz, Jonas Haas und Susanne Gerhards gebührt unser herzlicher Dank für die verlegerische Betreuung und die Herstellung des Buches. Herzlich danken wir schließlich der Stiftung Irene Bollag-Herzheimer sowie insbesondere der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen für ihre finanzielle Unterstützung zur Veröffentlichung des Buches.

Karin Bürger, Potsdam, Ortwin Pelc, Hamburg 2023

JÜDISCHE MUSEEN IN DEUTSCHLAND

von Ortwin Pelc

Weltweit gibt es heute rund 120 jüdische Museen. Dabei wird nicht erst aktuell diskutiert, was eigentlich ein »jüdisches« Museum ist oder sein sollte, was an diesem denn das spezifisch Jüdische ist und ob dieses z. B. mit Hilfe der vorhandenen Objekte, Bilder und Texte in all seiner historischen Differenziertheit überhaupt gezeigt und vermittelt werden kann.¹ Zugleich stellen sich Fragen nach der Darstellung einer Minderheit in einer Mehrheitsgesellschaft. Eigenständige jüdische Museen oder auch nur »jüdische Abteilungen« in Stadt- und Landesmuseen widersprechen der wissenschaftlichen Sichtweise, die Geschichte einer Stadt oder Region als Gesamtgeschichte zu betrachten, in die die jeweilige Geschichte der Juden integriert ist; andererseits erhalten eigenständige Museen mehr öffentliche Aufmerksamkeit. Hier ist das Spektrum der Meinungen aber weit, und entsprechend gibt es ganz unterschiedliche museale Darstellungen der jüdischen Geschichte, die sich im Verlauf der letzten 200 Jahre beträchtlich gewandelt haben, weltweit und speziell in Deutschland.

Im Zuge der Aufklärung begann im 18. Jahrhundert mit der Anlage von privaten Sammlungen die wissenschaftliche Erforschung vielfältiger Objekte der Kulturgeschichte. Darunter waren auch die ersten Sammlungen von Judaica. Sie entwickelten sich allmählich zu Museen, die nicht nur dauerhaft sammelten und bewahrten, sondern auch für die Öffentlichkeit zugänglich wurden und sich präsentierten. Zugleich entstanden mit dem wachsenden nationalen wie historischen Bewusstsein im Bürgertum während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer mehr Museen. Sie waren auch eine Reaktion auf die sich beschleunigenden Modernisierungsprozesse im beginnenden Industriezeitalter, in dem Zeugnisse der Vergangenheit zu verschwinden drohten. Diese sollten bewahrt werden und auf die kulturellen Leistungen der Vergangenheit verweisen; dabei spielte nicht zuletzt auch der Bildungsgedanke eine Rolle.

Aus der Sammlungspraxis entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine ausgesprochen vielgestaltige Museumslandschaft aus Kunst-, Kultur-, Natur-, Völker-, Volkskunde- und Technikmuseen.² Je nach ihrer thematischen Ausrichtung fanden sich in vielen von ihnen Objekte auch mit Bezügen zur jüdischen Kulturgeschichte, seien es Kultobjekte, Kunstgegenstände oder gewerbliche Produkte. Dabei ergibt sich

das altbekannte Problem, dass jedes Objekt in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen betrachtet werden kann. So ist ein Chanukka-Leuchter sowohl handwerkliches Produkt als auch rituelles Objekt, sowohl Gebrauchs- als auch Erinnerungsstück im Familienzusammenhang. In der Regel sammelten im 19. Jahrhundert alle kulturgeschichtlich, regional oder lokalgeschichtlich ausgerichteten Museen auch Judaica. Dabei ging es meist nicht um die lokale Geschichte der Juden, sondern um kunsthandwerkliche Aspekte. So finden sich heute in fast allen kulturhistorischen Museen kleinere oder größere Judaica-Sammlungen, die nunmehr in den Kontext der jüdischen Lokalgeschichte gebracht werden.

Im Folgenden wird jedoch die Entwicklung der »jüdischen Museen« im engeren Sinne betrachtet, d.h. Museen, die sich schwerpunktmäßig der jüdischen Geschichte und Kultur widmen. Da der Begriff »Museum« nicht geschützt ist und es heute »Museen« ohne Originalobjekte oder rein virtuelle Museen gibt, stehen die Museen im Zentrum, die die klassischen Museumsaufgaben des aktiven Sammelns, Bewahrens, Erforschens und Vermittelns wahrnehmen.

Erste Anregungen für die öffentliche Ausstellung der jüdischen Kultur(geschichte) in Deutschland kamen aus dem Ausland. Auf der Weltausstellung in Paris 1878 wurde erstmals eine Ausstellung zur jüdischen Religion – auf der Basis einer Privatsammlung – gezeigt. In England wurde zum 50. Thronjubiläum von Königin Victoria 1893 eine zeittypisch betont nationale »Anglo-Jewish Historical Exhibition« veranstaltet, bei der auch deutsche Gastredner auftraten. Auf Initiative von elf Honoratioren wurde 1893 in Wien eine Gesellschaft angeregt, um ein jüdisches Museum zu gründen. Die Idee war, mit einem solchen Museum eine Lücke in den vielfältigen kulturhistorischen Sammlungen der Stadt zu schließen.³ Bis 1907 wurden bereits rund 4.000 Objekte gesammelt und eine idealtypische »Sabbatstube« eingerichtet, so dass die Gesellschaft Platzprobleme bekam. Ihr ging es wie vielen Initiativen dieser Art, dass sie – nicht zuletzt aus Kostengründen – für ein Museum kein geeignetes Gebäude fand. Mit Leihgaben – z.B. 1908 für die »Jødisk Udstilling« in Kopenhagen – konnte allerdings eine breite Aufmerksamkeit erzielt werden. In Wien gab es bis in die 1930er Jahre jedoch auch Diskussionen um ein fehlendes Sammlungs- und Ausstellungskonzept, es fiel wiederholt der Begriff »Trödelkammer«. In Prag wiederum waren durch die Sanierung der Altstadt zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Synagogen bedroht; u.a. von Vertretern der jüdischen Gemeinde wurde deshalb dort 1906 ein Museum gegründet, um die wert-

vollen Kultgeräte zu erhalten. Es wechselte bis zu seiner Auflösung 1941 mehrmals den Ort. Wie auch die Sammlung in Wien war es nostalgisch geprägt und entsprach nicht den kulturzionistischen Bestrebungen in Teilen des Judentums.⁴

Während des Deutschen Kaiserreiches gab es in Deutschland auf jüdischer und auf nichtjüdischer Seite Diskussionen um ein zentrales jüdisches Museum sowie um dezentrale jüdische Museen in den Orten mit bedeutender jüdischer Geschichte bzw. Gemeinde. Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg bot 1913 an, eine eigene Abteilung zur jüdischen Kulturgeschichte zu gründen.⁵

Nach dem Vorbild der damals beliebten Kunstgewerbemuseen entstand 1897 in Frankfurt am Main die »Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler«, die sich bereits explizit den Aufgaben eines Museums verschrieb: zu sammeln, zu forschen und auszustellen. 1906 beteiligte sie sich erstmals an einer Ausstellung in Dresden. Als sie dann 1911 ein Domizil im Historischen Museum Frankfurts fand, reduzierte sie ihre Aktivitäten stark, auch durch die folgenden Kriegsjahre bedingt. 1922 konnte schließlich in den ehemaligen Geschäftsräumen der Firma Rothschild das »Museum Jüdischer Altertümer« eröffnet werden. Schenkungen wohlhabender Frankfurter Juden ermöglichten bis in die 1930er Jahre eine Erweiterung der Sammlung sowie einzelne Sonderausstellungen. Mit Erich Toeplitz (1896–1933) wurde nun erstmals ein professioneller Mitarbeiter angestellt. Er vertrat bezüglich der musealen Darstellung des Judentums ein zionistisches Geschichtsbild, das nach der Blütezeit der jüdischen Kunst in der Diaspora im 17. und 18. Jahrhundert erst mit der Emanzipation wieder eigenständige jüdische Kunst entstehen sah. Ihm gegenüber standen Vertreter wie der Kasseler Kunsthistoriker Rudolf Hallo (1898–1933) sowie der Architekt und Kunsthistoriker Alfred Grotte (1872–1943) und der Historiker und Rabbiner Israel Rabin (1882–1951) in Breslau, die die enge historische Verknüpfung zwischen Juden und der nicht-jüdischen Gesellschaft betonten und in ihren regionalen Bezügen darstellen wollten. Unter der Herrschaft der Nationalsozialisten wurde die Frankfurter Gesellschaft 1937 aufgelöst, das Museum im November 1938 geplündert, Teile davon allerdings durch das Historische Museum gerettet.

In Hamburg wurde auf Initiative der einflussreichen jüdischen Henry-Jones-Loge 1898 die »Gesellschaft für jüdische Volkskunde« gegründet.⁶ Sie sollte eine Bibliothek, ein Archiv sowie ein »Museum für jüdische Volkskunde« einrichten, da die jüdische Kultur hier in noch kaum einem

Museum gezeigt wurde. Bald gehörten der Gesellschaft 300 Mitglieder aus ganz Europa an. Im Logenhaus wurden Vorträge gehalten und kleine Sonderausstellungen gezeigt. Maßgeblicher Initiator war der Rabbiner und Volkskundler Max Grunwald (1871–1953), der seit 1898 auch die Mitteilungen der Gesellschaft herausgab. Er wollte durch die Sammlungen unter den Juden Verständnis und Interesse für ihre Geschichte und Tradition wecken, diese damit erhalten und beleben. Seine Aktivitäten zielten also auf die Bewahrung jüdischer Identität in einer Zeit zunehmender Akkulturation und gleichzeitiger antisemitischer Anfeindungen, was unter Juden nicht unumstritten war. Mit ihren wachsenden Sammlungen zum rituellen und profanen Gebrauch sowie den Fotografien konnte die Gesellschaft Ausstellungen in Berlin und Kopenhagen veranstalten und 1911 für die Hygiene-Ausstellung in Dresden Leihgaben liefern, in der Absicht, Verständnis für die jüdische Alltagskultur bei Nicht-Juden zu wecken. Erst als das Hamburger Museum für Völkerkunde der Gesellschaft einen Raum zur Verfügung stellte, wurde ein Teil ihrer Sammlung seit 1913 permanent gezeigt. Dabei mag es bezeichnend sein, dass sich gerade dieses Museum dafür anbot. Die Objekte wurden vor allem unter ästhetischen und kunstwissenschaftlichen Aspekten präsentiert. Zwar spielte deren Herkunft eine Rolle, eine historische oder politische Einordnung in die allgemeine Geschichte fand jedoch nicht statt. Nach seinem Wechsel nach Wien gab Grunwald zwar bis 1929 weiter die Mitteilungen der Gesellschaft heraus, konnte die Sammlung in Hamburg aber nicht weiter betreuen. 1934 ließen die Nationalsozialisten die Sammlung aus dem Museum entfernen, Teile wurden auf verschiedene Museen verstreut. Seit seiner Berufung zum Direktor des Museums für Hamburgische Geschichte 1909 sammelte in Hamburg auch der Volkskundler Otto Lauffer (1874–1949) Judaica für sein Haus, sicher geprägt von seinen Erfahrungen in den Museen von Nürnberg und Frankfurt, wo früh an die Integration der jüdischen Kulturgeschichte gedacht wurde.

In Breslau, in dessen kosmopolitischer Kulturszene der 1920er Jahre jüdische Kunstsammler eine wichtige Rolle spielten, wurde im März 1928 der Verein »Jüdisches Museum« gegründet.⁷ Nach einem Aufruf zur Sammlung und Leihgabe von Objekten konnte bereits vom 3. Februar bis 17. März 1929 in den Räumen des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer die Ausstellung »Das Judentum in der Geschichte Schlesiens« erfolgreich gezeigt werden, zu der auch ein Katalog erschien. Aufgrund dieses Erfolges wurde im Breslauer Schlossmuseum ein Raum

mit einem Teil der Objekte eingerichtet, der aber nur auf Wunsch für Besucher geöffnet wurde. Weiterhin fanden kleine Ausstellungen und Vorträge statt; da aber die Dauerausstellung 1933 nicht mehr im Schlossmuseum verbleiben konnte, fand im November 1933 in drei Räumen der Israelitischen Waisen-Verpflegungs-Anstalt die Eröffnung des Jüdischen Museums Breslau statt. Seine Konzeption ist nicht näher bekannt, allein seine Atmosphäre wurde in Rezensionen besonders gelobt. Noch vor dem November 1938 musste es schließen.⁸

In Berlin betreute seit 1907 der Bibliothekar und Historiker Moritz Stern (1864–1939) die Privatsammlung jüdischer Kulturgüter des Dresdner Juweliers Albert Wolf (1841–1907). Dieser hatte sie der Jüdischen Gemeinde Berlin vermacht, weil er sich in der Hauptstadt deren angemessene Pflege und Erweiterung versprach. Erst 1917 und erneut 1920 wurden Teile der Sammlung in der Bibliothek der Gemeinde gezeigt, museal-konservativ nach Objektgruppen geordnet.⁹ Zwar nannte Stern die Sammlung bereits »Museum«, damals gab es aber zugleich die weitaus bedeutendere Privatsammlung von Sally Kirschstein (1869–1935) in Berlin-Nikolassee, die als »jüdisches Museum« Berlins galt. Kirschstein verkaufte seine Sammlung jedoch 1926 an das Hebrew Union College in Cincinnati, wo mit ihr ein jüdisches Museum gegründet wurde. Er hatte geplant, mit seiner umfassenden Sammlung ein Museum für jüdische Volkskunde zu etablieren, aber es gelang noch nicht einmal, einen entsprechenden Förderverein zu gründen. Der Verkauf führte nun in der Berliner Gemeinde zu einer verstärkten Diskussion um eine eigenständige Museumsgründung, 1927 zur Anstellung des Kunsthistorikers Karl Schwarz (1885–1962) als Kustos sowie zu zahlreicheren und größeren Ausstellungen. Der gleichzeitige Ankauf von Werken zeitgenössischer jüdischer Künstler war ein Zeichen wachsenden Selbstbewusstseins und auch des kulturzionistischen Einflusses in der Gemeinde.¹⁰ Auf Betreiben von Schwarz wurde am 28. November 1929 ein »Jüdischer Museumsverein« gegründet, mit dessen Hilfe zunächst weitere Objekte für die Sammlung erworben wurden. Leihgaben gingen an Ausstellungen in der Stadt, und der Verein beteiligte sich auch inhaltlich an ihnen. Am 24. Januar 1933 gelang es endlich, in frei gewordenen Räumen der Gemeinde in der Oranienburger Straße 31 das »Jüdische Museum Berlin« zu eröffnen. Es zeigte Gemälde und Porträts, Kultgeräte und archäologische Objekte aus Palästina sowie einen Synagogenraum. Die konzeptionelle Mischung aus Kunstgeschichte und Kulturgeschichte, Volkskunde und Kunstgewerbe ohne regionalen Bezug rief durchaus positive Reaktionen

bei der Kritik hervor. Das Museum wurde eine Woche vor der Machtübergabe an Adolf Hitler eröffnet, also in einer Zeit heftiger politischer Kämpfe und akuter Bedrohungen durch die Nationalsozialisten. Es hatte 1933 bereits 13.000 Besucher, erhielt weitere Objekte geschenkt und wurde ein »Symbol jüdischer Selbstbehauptung«.¹¹ Nachdem Schwarz im März 1933 nach Palästina gegangen war, um in Tel Aviv das Kunstmuseum aufzubauen, übernahmen bis 1935 seine Mitarbeiterin Erna Stein und darauf bis 1938 der Breslauer Franz Landsberger die Museumsleitung. Die beiden Kunsthistoriker organisierten eine Vielzahl unterschiedlicher Ausstellungen und boten damit u. a. jüdischen Künstlern einen Ausstellungsort. Beide mussten emigrieren, das Museum wurde von den Nationalsozialisten am 10. November 1938 geschlossen, die Sammlung von der Gestapo beschlagnahmt; ein Großteil verschwand.¹²

In den 1920er Jahren und bis zum Beginn der 1930er Jahre gab es in Deutschland weitere erfolgreiche und weniger erfolgreiche private Initiativen, jüdische Museen zu gründen oder zumindest entsprechende Abteilungen an vorhandene Museen anzugliedern. Sie waren alle Ausdruck eines wachsenden jüdischen Selbstbewusstseins und des Interesses der Juden an der eigenen Geschichte in der jeweiligen Stadt oder Region. 1925 riefen vier Mitglieder der jüdischen Gemeinde in Kassel dazu auf, ein jüdisches Museum zu gründen. Bereits 1926 wurde dieses dem dortigen Hessischen Landesmuseum als dauerhafte Abteilung angegliedert und zeigte 1927 eine erste Ausstellung mit regionalem Bezug. Treibende Kraft dahinter war der Kunsthistoriker Rudolf Hallo. Die Abteilung musste jedoch bereits 1933 wieder aufgelöst werden.¹³ Im Gegensatz zu vielen anderen Orten besaß Worms aufgrund aktiver Sammler bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen umfangreichen Bestand historischer Dokumente und Objekte, sodass 1912 erstmals durch einen interessierten Bankier die Idee aufkam, ein jüdisches Museum zu gründen. Der Erste Weltkrieg verhinderte weitere Planungen, in den 1920er Jahren wurden aber kleinere Ausstellungen in der dortigen jüdischen Gemeinde gezeigt und ein Gemeinderaum als Museum genutzt.¹⁴ Ideen für ein jüdisches Museum gab es auch an anderen Orten. So regte 1913 in Mainz der Rabbiner Siegmund Salfeld (1843–1926) die Gründung eines »Deutschen Museums jüdischer Altertümer« in der dortigen alten Synagoge an, es blieb zunächst aber nur bei der Idee. 1926 wurde hier dann ein »Verein zur Pflege jüdischer Altertümer« gegründet, um eine Sammlung zusammenzustellen, die in das städtische Museum übernommen werden konnte. Noch im selben Jahr

wurde das »Museum jüdischer Altertümer« im jüdischen Gemeindehaus eröffnet; der Verein weitete seine Tätigkeit in den folgenden Jahren sogar auf ganz Hessen aus.

1929 lud der Breslauer Museumsverein Vertreter von Museumsvereinen im ganzen deutschsprachigen Raum zu einer Tagung ein, um die Initiativen zur Sammlung von Judaica und zur Gründung von Museen miteinander zu verbinden. Ein Interesse war durchaus vorhanden, dennoch fand nur noch eine weitere solche Tagung 1931 in Mainz statt.¹⁵ Der 1930 gegründete »Verein für jüdische Museen in Bayern« begann zwar mit der Sammlung von Objekten, war letztlich aber auch nur wenige Jahre erfolgreich, denn die Sammlung wurde 1938 beschlagnahmt. Unabhängig von diesen eigenständigen Initiativen für jüdische Museen sammelten allerdings seit dem Ende des 19. Jahrhunderts lokale Museen Zeugnisse der jüdischen Geschichte, z. B. in Altona, Braunschweig und Göttingen, und richteten Räume dafür ein, wie das Luitpold-Museum in Würzburg. Auch in großen historischen Ausstellungen fand die jüdische Kulturgeschichte einen Platz, so in der »Jahrtausendausstellung der Rheinlande« in Köln 1925 und ebenfalls dort 1928 in der »Internationalen Presseausstellung«.¹⁶

Unter der Herrschaft der Nationalsozialisten ab 1933 wurde die Arbeit der jüdischen Museen kontinuierlich eingeschränkt, bis diese spätestens 1938 zwangsweise geschlossen wurden. Ihre Mitarbeiter wurden verfolgt, vertrieben und viele ermordet. Die Sammlungen wurden beschlagnahmt, aufgelöst und Teile auch vernichtet; nur wenige Sammlungen wie in Lübeck, Braunschweig, Köln oder Mainz blieben erhalten. Nach der deutschen Besetzung von Böhmen und Mähren 1939 eröffnete die SS in Prag für die beschlagnahmten Objekte aus Gemeinden und Synagogen 1943 ein »Jüdisches Zentralmuseum«, in dem bis 1944 vier Ausstellungen gezeigt wurden, vermutlich zur internen Schulung von Mitarbeitern des Sicherheitsdienstes.

Das Jahr 1945 mit dem Ende der NS-Herrschaft und des Zweiten Weltkrieges war in vielerlei Hinsicht auch eine Zäsur für die jüdischen Museen und Sammlungen. Die meisten existierten nicht mehr, und die deutschen Juden waren vertrieben oder ermordet worden. Was noch an Sammlungsresten ermittelt werden konnte, wurde von den westlichen Besatzungsbehörden und Restitutionsorganisationen an Institutionen vor allem in den USA und in Israel übergeben. Die dort bestehenden und auch in anderen Ländern entstehenden jüdischen Museen bewahren so einen Teil des jüdischen Kulturerbes aus Deutschland. Die allmählich in den westlichen Besatzungszonen und der 1949 gegründeten Bundesrepublik neu

entstehenden kleinen jüdischen Gemeinden hatten kaum Anknüpfungspunkte an die vernichteten Gemeinden. Zudem waren die Gemeinden mit existenziellen Sorgen und den Fragen nach ihrer Rolle in Deutschland bis in die 1950er Jahre (und länger) vollauf in Anspruch genommen. Daraus erklärt sich auch, dass Initiativen für Ausstellungen und Museen zur jüdischen (Kultur)Geschichte seit dem Ende der 1950er Jahre von Nicht-Juden ausgingen. Deshalb wurde mitunter kritisiert, dass nun das kulturelle Erbe derer, die verfolgt und ermordet wurden, für die ausgestellt würde, deren Eltern zur Generation der Täter gehört hätten.¹⁷

Die Entwicklung der jüdischen Museen nach 1945 in der Bundesrepublik fand bereits eingehende Beschreibungen, sowohl in den Überblicksdarstellungen von Inka Bertz¹⁸ und der Monografie von Jens Hoppe¹⁹ als auch in zahlreichen Einzelstudien. Alle Initiativen zu Ausstellungen zur jüdischen Geschichte standen vor dem Problem, dass viele wichtige Objekte nicht mehr existierten oder nicht zur Verfügung standen. Die erste Ausstellung zur jüdischen Kultur, »Synagoga«, wurde 1960 von dem engagierten Direktor der Städtischen Museen Recklinghausen, Thomas Grochowiak (1914–2012), initiiert und beschränkte sich auf die jüdische Religion. Die Schoah wurde hier noch ausgeklammert, anders als im Jahr darauf, als die Ausstellung in reduzierter Form, aber als Pendant zu weiteren Ausstellungen zur Verfolgungsgeschichte im Historischen Museum Frankfurt gezeigt wurde.²⁰ Zu dieser Zeit bestand in Köln bereits die auf Anregung engagierter Bürger 1959 gegründete Bibliothek Germania Judaica, die die Übernahme der Ausstellung »Synagoga« anregte. Stattdessen veranstaltete die Stadt Köln jedoch die historische Ausstellung »Monumenta Judaica« über 2000 Jahre jüdisches Leben am Rhein. Eine dritte Ausstellung fand 1965 in West-Berlin im jüdischen Gemeindehaus statt. »Historica Hebraica« schloss wie in Frankfurt die Schoah mit ein. Es fällt auf, dass alle drei Ausstellungen einen lateinischen Titel hatten, möglicherweise als Betonung der Verbundenheit des Judentums mit der abendländischen Kultur.

Eine zentrale Idee der Ausstellungen der 1960er Jahre war es, den bedeutenden Anteil der kulturellen Leistungen der Juden an der deutschen Geschichte zu verdeutlichen. Zugleich galt es, die über Jahrzehnte und besonders in der NS-Zeit propagierten Vorurteile gegenüber den Juden sowie den wieder aufkommenden Antisemitismus zu bekämpfen. Auch Gedanken der Versöhnung und der Gemeinsamkeit schwebten mit. Dabei entwickelten sich Sonderausstellungen seit den 1970er Jahren grundsätzlich zu einem neuen Medium der anschaulichen Information mit

breiter öffentlicher Wirkung. Bis in die 1980er Jahre erweiterten sich die Intentionen der Ausstellungsmacher um historische und politische Aufklärung. Insbesondere zur NS-Zeit wurde verstärkt geforscht, das öffentliche Interesse wuchs und mit ihm nahmen auch lokale Initiativen für Museen zu. In den meisten Museen und Ausstellungen an Gedenkortorten zur NS-Zeit findet sich seitdem auch ein Teil zur Verfolgungsgeschichte der Juden. 1976 wurde zudem die »Arbeitsgemeinschaft jüdische Sammlungen« als Netzwerk gegründet, in der sich seitdem Museumsleute, Bibliothekare, Archivare und Vertreter lokaler Initiativen jährlich informell austauschen. Die Projekte dieser engagierten Forscherinnen und Forscher, darunter auch Museumsprojekte, konnten teils erst nach jahrelangem Engagement und gegen lokale Widerstände verwirklicht werden. Parallel wurden aber auch Mitarbeiter zahlreicher etablierter kulturhistorischer Museen angeregt, die erhaltenen Judaica in ihren Sammlungen wissenschaftlich zu erforschen; aus solchen Beständen entstand z.B. 1987 die Abteilung »jüdisches Museum« am Braunschweiger Landesmuseum.

Auf Initiative der jüdischen Gemeinde wurde in Augsburg 1985 auf der Empore der Synagoge von 1914/17 ein Museum eingerichtet und zum regionalen Jüdischen Museum Augsburg Schwaben ausgebaut. Die große Sonderausstellung von 1988 »Siehe der Stein schreit aus der Mauer. Geschichte und Kultur der Juden in Bayern« anlässlich des Jahrestags des Pogroms von 1938 im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg inspirierte in vielen Orten lokale Bürgerinitiativen. Sie recherchierten engagiert nach ehemaligen, in der NS-Zeit nicht zerstörten und später zweckentfremdeten jüdischen Sakralorten, die »wiederentdeckt«, restauriert und in Gedenk- oder Begegnungsstätten sowie Museen umgewandelt wurden.²¹ Aus einer solchen »Entdeckung« in den 1970er Jahren entstand 1988 auch das Jüdische Museum Rendsburg. Dieses ehemalige Gemeindezentrum mit Synagoge wurde im Lauf der Jahre baulich und inhaltlich erweitert und 2002 mit der Angliederung an die Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen in seinem Bestand gesichert.

In Frankfurt folgte nach einigen Sonderausstellungen Ende der 1970er Jahre die Einrichtung einer Abteilung zur jüdischen Geschichte im Historischen Museum der Stadt. 1980 beschloss der dortige Magistrat die Gründung eines jüdischen Museums im ehemaligen Rothschild-Palais am Mainufer. In der Stadt gab es eine ausgesprochen aktive jüdische Gemeinde, und in diesen Jahren – 1979 und 1981 – sorgte die Fernsehserie »Holocaust« zusätzlich für ein großes Interesse an der jüdischen

Geschichte, insbesondere an der Verfolgungsgeschichte. Inka Bertz schreibt zum Frankfurter Museum: »Während der Planungsphase zeigten sich Konstellationen, die später auch für das Jüdische Museum in Berlin zu beobachten sein würden: der Mangel an Objekten und die Verlockung zur Rekonstruktion, der Verlust von Wissen und die Notwendigkeit von Forschung, der politische Auftrag dieser Institution und die Zentralität der Bildungsarbeit. Weniger ein Museum wurde hier geplant als eine hybride Institution aus Ausstellungs- und Dokumentationszentrum, Gedenk- und Begegnungsstätte. Kaum eine andere Kulturinstitution und vor allem: kaum eine andere Museumsgattung wurde mit so vielen Funktionen und Erwartungen überfrachtet.«²² Das Ausstellungskonzept dieses ältesten eigenständigen jüdischen Museums in Deutschland orientierte sich inhaltlich an Ausstellungen in anderen Ländern und findet sich auch in späteren Jahren oft wieder: Die Ausstellung gliederte sich in einen lokalhistorischen und einen rein religiösen Teil. Das Museum wurde 1988 eröffnet; als Außenstelle erhielt es 1992 – nach heftigen Konflikten um deren Erhalt – das »Museum Judengasse« mit den ergrabenen Grundmauern von Häusern im jüdischen Getto der Frühen Neuzeit.²³

In Berlin war die Entstehung des Jüdischen Museums mit heftigen politischen, aber auch gestalterischen und inhaltlichen Diskussionen verbunden. Dies gilt es heute grundsätzlich für viele Orte zu bedenken, wenn der Blick auf das vielfältige Angebot jüdischer Museen vor allem in der Mitte und im Süden Deutschlands den Eindruck von bereits seit langem etablierten Institutionen erweckt. Die Ausstellung »Leistung und Schicksal« 1971 im Berlin Museum führte zu der Idee, dort 1974 eine »Abteilung Jüdisches Museum« einzurichten. 1975 folgte die Gründung der »Gesellschaft für ein jüdisches Museum in Berlin«. 1989 erhielt dann der Architekt Daniel Libeskind den Auftrag, einen Erweiterungsbau für das Berlin Museum mit einem Jüdischen Museum zu erstellen.²⁴ Nach der politischen Wende von 1989/90 wurden jedoch auch die Berliner Museumsplanungen grundlegend geändert. Das Jüdische Museum Berlin wurde nun 2001 als eigenständige Bundesstiftung eröffnet. Mit der Funktion Berlins als deutscher Hauptstadt erhob es den Anspruch, ein nationales jüdisches Museum zu sein. Dazu dienten nicht zuletzt die aus ganz Deutschland erworbenen Sammlungsobjekte als Beleg.²⁵

In der DDR entwickelte sich erst in den 1980er Jahren ein »offizielles« Interesse an der jüdischen Geschichte. Die erste Ausstellung zur jüdischen Geschichte wurde in Zusammenarbeit mit dem Verband der Jüdischen Ge-

meinden in der DDR 1988 in Ost-Berlin eröffnet. Wenige Wochen darauf entstand in der ehemaligen Synagoge in Gröbzig das einzige jüdische Museum der DDR. Und ebenfalls im November 1988 erregte die Gründung der Stiftung »Neue Synagoge – Centrum Judaicum« in Ost-Berlin Aufsehen, da nach dem jahrzehntelang propagierten Gedenken an die antifaschistischen Opfer nun auch der jüdischen Opfer gedacht werden sollte. Eröffnet wurde das Centrum Judaicum dann erst nach der politischen Wende mit einer Dauerausstellung 1995.

Seit den 1990er Jahren veränderte sich die Erinnerungskultur im neuen Gesamtdeutschland von einer oppositionellen Forderung von engagierten Minderheiten zu einer staatlich unterstützten Kulturinitiative. Nicht nur in Berlin entstanden Gedenkstätten und historische Orte mit Ausstellungen zur jüdischen Geschichte, auch zahlreiche Initiativen in Kleinstädten und Landgemeinden erfuhren Unterstützung und Verstetigung ihrer Bemühungen um die jüdische Geschichte. In Dorsten wird das 1992 eröffnete Jüdische Museum Westfalen von einem Verein getragen, aber vom Land sowie vielen kommunalen und privaten Institutionen finanziert.²⁶ In München wurde 1988 bis 2001 ein kleines jüdisches Museum aufgrund privater Initiative betrieben. Erst mit dem Bau einer neuen Hauptsynagoge und eines Gemeindezentrums konnte 2007 auch ein von der Landeshauptstadt finanziertes Jüdisches Museum verwirklicht werden.²⁷ In Hamburg entschloss man sich nach zwei Sonderausstellungen 1986/1987 und 1991/1992, die auch der Recherche nach Judaica dienten, 1997 eine Abteilung »Juden in Hamburg« im Museum für Hamburgische Geschichte einzurichten. Diskussionen in den folgenden Jahren um ein eigenständiges jüdisches Museum führten zu keinen weiteren Planungen.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts gab und gibt es ein breites Spektrum jüdischer Museen in Deutschland, und es kommen einzelne hinzu. Das Spektrum reicht von großen, öffentlich finanzierten und eigenständigen Museen über historische Gebäude mit Ausstellungen bis zu Abteilungen in lokalen kulturgeschichtlichen Museen. Viele führen inzwischen eine etablierte Existenz, einige, vor allem kleinere privat geleitete, sind in ihrer Existenz bedroht, da ihre Gründergeneration ausstirbt. Erste Ausstellungen mussten neu gestaltet und Gebäude modernisiert werden, so in Augsburg 2006, Frankfurt 2016 (Judengasse) und 2020 (Rothschild-Palais) sowie Berlin 2021. Alle jüdischen Museen und Ausstellungen leiden unter dem Mangel an originalen Zeugnissen der jüdischen Kultur, was dazu führt, dass sich einzelne in dem zunehmend medialen Zeitalter auf virtuelle Darstellungen

zurückziehen. Zu den neuen Anforderungen an zeitgemäße Museen mit interaktiven Angeboten und Erlebnischarakter kommen Veränderungen im gesellschaftlichen Umfeld. Die wichtigen Zeitzeugen sterben aus, eine neue Generation von Juden hat ganz andere Bezüge zur jüdischen Vergangenheit in Deutschland, insbesondere, wenn sie seit den 1990er Jahren zugewandert ist.

In den jüdischen Museen ist der Gegensatz von Opfern und Tätern aus den 1960er und 1970er Jahren heute zwar zurückgetreten, die Museen können sich aber den aktuellen gesellschaftlichen und politischen Diskussionen nicht entziehen, z. B. wenn es um den anhaltenden Antisemitismus oder den Nahostkonflikt mit der daran anknüpfenden Kolonialismusdebatte geht. Zugleich spielt weiterhin die aktive Vermittlung der (jüdischen) Geschichte eine ganz besondere Rolle, denn nur als Orte historischen Lernens haben Museen eine große Öffentlichkeit. An die Inhalte sowie die Wirkung jüdischer Museen werden ungleich mehr Fragen und Ansprüche gestellt als an jedes andere (kultur)historische Museum. Dies beginnt bereits mit der Frage, ob Juden oder Nicht-Juden das Konzept und die Ausstellungen erarbeiten sollten, für wen das Museum gedacht sei und wie der Grad seiner aufklärerischen Wirkung gemessen werden könnte. Dahinein mischt sich oft die irriige Annahme, dass ein jüdisches Museum – wenn es sich nicht gerade in oder an einem historischen Ort befindet – zugleich auch ein Gedenkort sei. Jüdische Geschichte spielte sich immer in einem lokalen und regionalen Umfeld ab, dessen Wechselwirkungen in jeder Ausstellung bedacht werden müssen, was in modernen Museen zu meist auch geschieht. Dennoch unterscheiden sich alle jüdischen Museen in Deutschland voneinander; Hanno Loewy stellt bei dieser speziellen Thematik zugleich auch die eingangs bereits angesprochene Frage: Was ist ein »jüdisches Museum«? Und »wie jüdisch« soll es, muss es, kann es sein?²⁸

Anmerkungen

- 1 Vgl. die Beiträge in: »Ausgestopfte Juden?«. Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Jüdischen Museen, hg. von Felicitas Heimann-Jelinek/Hannes Sulzenbacher, Göttingen 2022, zur Zahl der Museen S. 8; dazu auch: Ist das jüdisch? Jüdische Volkskunde im historischen Kontext, hg. von Birgit Johler/Barbara Staudinger, Wien 2010.
- 2 Vgl. Olaf Hartung, Kleine deutsche Museumsgeschichte. Von der Aufklärung bis zum frühen 20. Jahrhundert, Köln/Weimar 2010.
- 3 Grundsätzlich zur frühen Entwicklung jüdischer Museen: Katharina Rauschenberger, Jüdische Tradition im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Zur Geschichte des jüdischen Museumswesens in Deutschland, Hannover 2002, hier S. 38–46; vgl. den Überblick auch bei Jens Hoppe, Jüdische Geschichte und Kultur in Museen. Zur nichtjüdischen Museologie des Jüdischen in Deutschland, Münster u.a. 2002, S. 261–326; zu den frühen Initiativen auch: Bernhard Purin (Red.), Jüdische Kultur in Museen und Ausstellungen bis 1938 (Wiener Jahrbuch für jüdische Geschichte, Kultur und Museumswesen 1), Wien 1994/1995.
- 4 Rauschenberger (wie Anm. 3), S. 51.
- 5 Ebd., S. 53–57.
- 6 Christine Schatz, »Angewandte Volkskunde«. Die »Gesellschaft für jüdische Volkskunde« in Hamburg, in: Volkskundlich-Kulturwissenschaftliche Schriften 14, H. 1/2, 2004, S. 121–134.
- 7 Marius Winzeler, Jüdische Sammler und Mäzene in Breslau – von der Donation zur »Verwertung« ihres Kunstbesitzes, in: Andrea Baresel-Brand/Peter Müller (Red.), Sammeln. Stiften. Fördern. Jüdische Mäzene in der deutschen Gesellschaft, Magdeburg 2006, S. 131–150; Rauschenberger (wie Anm. 3), S. 190–200.
- 8 Rauschenberger (wie Anm. 3), S. 203–204.
- 9 Vgl. zum Folgenden ebd., S. 127–148; Martina Weinland/Kurt Winkler, Das Jüdische Museum im Stadtmuseum Berlin. Eine Dokumentation, Berlin 1997, S. 7–12; Hermann Simon, Das Jüdische Museum in der Oranienburger Straße. Geschichte einer zerstörten Kulturstätte, Teetz 2000.
- 10 Rauschenberger (wie Anm. 3), S. 139–142.
- 11 Ebd., S. 152.
- 12 Auf der Suche nach einer verlorenen Sammlung. Das Berliner Jüdische Museum (1933–1938), hg. von Chana C. Schütz/Hermann Simon, Berlin 2011.
- 13 Rauschenberger (wie Anm. 3), S. 179–189.
- 14 Ebd., S. 219–224.
- 15 Ebd., S. 200–203.
- 16 Ebd., S. 205–218
- 17 Awi Blumenfeld, Die Juden schenken den Deutschen ein Museum. Über die Funktion jüdischer Museen im heutigen Deutschland. Eine Neo-Carlebach'sche Interpretation, in: »... die da lehren, werden leuchten wie des Himmels Glanz ...« (Daniel 12,3). Die sechste Joseph Carlebach-Konferenz. Joseph Carlebach und seine Zeit. Würdigung und Wirkung, hg. von Miriam Gilis-Carlebach, München 2005, S. 196–231, hier S. 211.
- 18 Inka Bertz, Jewish museums in the Federal Republic of Germany, in: Visualizing and exhibiting Jewish space and history, hg. von Richard I. Cohen, Oxford/New York 2012, S. 80–112; dies., Jüdische Museen in der Bundesrepublik, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 72, H. 7/8, 2021, S. 431–449; dies., Jüdische Museen in der

- Bundesrepublik Deutschland, in: »Ausgestopfte Juden?« (wie Anm. 1), S. 62–83.
- 19 Hoppe (wie Anm. 3).
- 20 Vgl. zum Folgenden Bertz 2022 (wie Anm. 18).
- 21 Otto Lohr, Synagogen in Bayern – was geschah nach 1945, in: Jüdisches Kulturgut – Erkennen – Bewahren – Vermitteln, hg. von dems./Bernhard Purim, München 2017, S. 11–60.
- 22 Bertz 2022 (wie Anm. 18), S. 72.
- 23 Fritz Backhaus u.a., Die Frankfurter Judengasse. Geschichte, Politik, Kultur, München 2016.
- 24 Weinland/Winkler (wie Anm. 9), S. 12–75.
- 25 Bertz 2022 (wie Anm. 18), S. 74–75.
- 26 Jüdisches Museum Westfalen. 25 Jahre – 26 Augenblicke, hg. vom Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V., Dorsten 2017.
- 27 Zum Problem fehlender Sammlungen: Renata Stih/Frieder Schnock, Zeige Deine Sammlung. Jüdische Spuren in Münchner Museen, Nürnberg 2008.
- 28 Hanno Loewy, Sind Jüdische Museen »jüdisch«?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 26.6.2019 (<https://www.bpb.de/themen/zeit-kultur-geschichte/juedischesleben/328958/sind-juedische-museen-juedisch>); ders., Jüdische Museen – Europäische Museen – Postdiasporische Diaspora, in: Das umkämpfte Museum. Zeitgeschichte ausstellen zwischen Dekonstruktion und Sinnstiftung, hg. von Ljiljana Radonić/Heidemarie Uhl, Bielefeld 2020, S. 181–200.